


## Die Sklavin.

Novelle
von
**Alfred Stelzner.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war, als ob das Reptil ahnte, daß diese Vorbereitungen ihm galten, denn es hatte Herbert den wuthgeschwollenen Kopf zugewandt und zischte und züngelte tückisch gegen ihn hin. Und kaum nachdem er die Handschuhe übergestreift hatte und nun die Rechte langsam vorstreckte, während er das Reptil mit festem Blicke im Auge behielt, schickte die Bedrohte sich zum Beißen an.

Spiralförmig rollte sie sich plötzlich unter unheimlichem Zischen zusammen, richtete sich dann mit einem Schlage in die Höhe, legte Hals und Kopf rückwärts und öffnete weit den Rachen.

Herbert war leichenblaß, verlor jedoch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Er sah ganz deutlich, wie sich die Spitzen der sonst in einen sackähnlichen Wulst eingelagerten Giftzähne durch eine Aufwärtsbewegung des Oberkiefers nach vorn richteten, und erwartete, während seine Rechte kaum weniger als einen Fuß von der Schlange entfernt war, jeden Moment deren Angriff. An einem kaum merklichen Zucken des Rachens bemerkte er jetzt, daß die Schlange zum Biß ausholte. An diesem einzigen, genau berechneten furchtbaren Augenblicke hing Tod und Leben.

Wie Herbert vorausgesehen, schnellte das tückische Reptil ganz plötzlich zu tödtlichem Bisse vor.

Einen Moment vorher aber hatte Clima eine Bewegung gemacht, als ob sie ihrem ebenso tollkühnen wie großherzigen Retter in den Arm fallen wollte und dabei einen herzzerreißenden Schrei ausgestoßen.

Das Unthier mochte dadurch jäh erschreckt und beirrt worden sein, so daß es sein Ziel verfehlte; wahrscheinlicher war, daß Herbert auch ohnedies als Sieger aus dem grausigen Kampfe hervorgegangen wäre, denn mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit hatte er im selben Augenblicke, als die Schlange zum Bisse vorschnellte, sie mit seiner Rechten so außerordentlich gewandt dicht unter dem Rachen gepackt, daß sie in seiner muskulösen Faust wie in einem Schraubstock eingeklemmt war. Ohne lange zu überlegen, sprang Herbert sodann bei Seite und zermalmte dem Unthier mit einem einzigen Schlage auf die Marmorfliesen den geifernden Kopf zu einem formlosen Brei.

Das Alles war so schnell geschehen, daß Sidin, der doch eiligst zur Hilfe herbeigesprungen war, nichts zu thun mehr übrig blieb. Denn auch den verstümmelten, sich gräßlich krümmenden Leib der Schlange hatte Herbert bereits mit mächtigem Schwunge durch die zurückgeschobenen Vorhänge weithin in das dichte Unterholz des Gartens geschleudert.

„Die Lunte," schrie er Sidin athemlos zu, „bringe die Lunte, schnell!"

Während Sidin eilends fortlief, das Verlangte zu holen, begab Herbert sich in seltsamer Hast zum Tische zurück. Er schien die Lobesäußerungen des Kapitäns nicht zu hören; es fiel ihm nicht auf, daß Frau van Ruyter nicht mehr zugegen war; ja, er sah nicht einmal zu Clima hin, die selbstvergessen in einer Nische lehnte und mit ganz seltsamem, thränenfeuchtem Blicke unverwandt zu ihrem Retter hinsah. Er hatte sich vielmehr immer in derselben Hast die Handschuhe abgestreift und betrachtete nun forschend seine Hände unter der Lampe.

„Nichts!" murmelte er dabei vor sich hin. „Und das hier? Hm, eine einzige verdächtige Stelle! Hat wohl nichts zu sagen, aber man kann nicht wissen!"

Gelassen blies er in das glühende Ende der sonst nach altem Brauch zum Inbrandsetzen von Cigaretten benutzten Lunte, die Sidin soeben herbeigeschafft hatte; dann drehte er sich mit einem sonderbaren Lächeln mit dem Gesicht der Wand zu, und nur an einem leisen Zucken seines hochgewachsenen Körpers konnte man errathen, was vorging.



Dr. Georg Kopp, Fürstbischof von Breslau. (S. 331)

Kaltblütig hatte er sich die verdächtige Stelle, die nur wie eine punktförmige Hautverletzung aussah und doch vielleicht alle Erscheinungen der heftigsten Vergiftung hervorgerufen hätte, mit der Lunte ausgebrannt.

„Ein Radikalmittel allerdings," sagte der Kapitän, als Herbert sich wieder umdrehte, ihm auf die Schulter klopfend, „wenn auch gewiß ein schmerzliches."

Herbert nickte nur und beauftragte Sidin, ihm Leinwand und Garn und womöglich auch Watte zu bringen. Erst jetzt bemerkte er die Abwesenheit der Hausfrau.

„Wo ist Frau van Ruyter?" fragte er. „Ich will nicht hoffen, daß der Schreck ihr geschadet hat."

„Sie hat sich zurückgezogen, lieber Grotter. Sie wankte wie eine Trunkene. War aber auch wahrhaftig ein grauenhafter Auftritt! Ich denke, wir machen uns, wenn Sie Ihre Wunde verbunden haben, auf den Heimweg."

„Wenn nur die Geschichte keine nachtheiligen Folgen für Frau van Ruyter hat!"

Der Kapitän zuckte die Achseln.

„Möglich wäre es schon, aber Elima wird um sie besorgt sein, das beruhigt mich. Doch nein," unterbrach er sich überrascht, „da ist ja das Mädchen!"

Weder der Kapitän noch Herbert hatten bemerkt, daß Elima vorhin erschöpft und die Hand fest auf die Brust gepreßt, auf eine Bank im Dunkel jener Nische zugewankt war; ebenso wenig war ihnen aufgefallen, daß das Mädchen so völlig von den erschütterndsten Gemüthsbewegungen beherrscht wurde, daß sie sogar ihre nächsten Pflichten ihrer Herrin gegenüber hatte vergessen können. Unausgesetzt hatte sie auf Herbert gestarrt, wie wenn sie sich das Bild ihres Retters unauslöschlich einprägen wollte. Immer unwiderstehlicher und mit elementarer Gewalt fühlte sie sich zu dem Manne hingezogen, dessen Heldenmuth sie verwirrte, der sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte ihretwegen. Die einzige Empfindung eines überwältigenden Dankgefühls wuchs plötzlich mit Riesengröße in ihrer Seele auf, und willenlos dieser einen überquellenden Empfindung folgend, war sie, ohne zu wissen, was sie that, mit einem Male wie außer sich auf Herbert zugestürzt, hatte seine Linke ergriffen und sie, ehe er sich dessen versah, an ihre Lippen gepreßt, um dann im selben Augenblicke wie ein gescheuchtes Reh davonzufliehen.

Keines Lautes mächtig starrte Herbert dem Mädchen nach. Erst als der Kapitän ihm ziemlich derb auf die Schulter klopfte, kam er wieder zu sich.

„Diese leuchtenden Augen," meinte Jener mit sonderbarem Lächeln, „und diese glühenden Wangen werden Ihnen noch Kopfschmerzen machen, lieber Grotter! Aber ich dächte, Sie denken auf dem Heimwege darüber nach. So, da ist Sidin! Geben Sie Ihre Hand her, so, die Wunde wird bald heil sein. Der Verband ist schnell gemacht."

Herbert, der schweigend der Müheleistung des Kapitäns zugesehen, dankte mit einem zerstreuten Kopfnicken. Dann schob der Seemann seinen Arm unter den des Freundes, und Beide verließen das Haus der Frau van Ruyter, nachdem sie Sidin noch aufgetragen, sie der Herrin zu empfehlen.

Unterwegs sprach Herbert kein Wort, und der Kapitän hütete sich, ihn in seinen Gedanken zu stören. Nur als er ihm zum Gutenachtgruß die Hand drückte, meinte er: „Ein merkwürdiger Abend. Hoffen wir, daß er für Keinen von uns schlimme Folgen hat."

3.

Auf der Landstraße, die von Süden her aus den Hochlanden in fast schnurgerader Richtung in Batavia einmündet, bewegte sich ein mit zwei prächtigen Grauschimmeln bespanntes Gefährt im schärfsten Trabe der Stadt zu.

Die erschlaffte Haltung des Kutschers und des neben ihm auf dem Bocke hockenden malayischen Dieners, dessen Obhut zwei größere Handkoffer anvertraut waren, der dampfende Schaum, der die feurigen Thiere fast über und über bedeckte, sowie die dicke Staubschicht, welche die elegante offene Kalesche und Alles, was darin und daran war, in ein einförmiges Sackgrau hüllte, ließen darauf schließen, daß das augenscheinlich herrschaftliche Gespann eine längere Fahrt hinter sich haben mußte.

Am wenigsten waren die Strapazen einer Tagesreise im Innern Java's den beiden in lange, dichtgeschlossene Staubmäntel gekleideten und mit leichten Sonnenschirmen versehenen Insassen des Wagens anzumerken, die schweigend nebeneinander im Rücksitze desselben saßen. Die ganz ausnehmend tief gebräunte Gesichtsfarbe der beiden Herren, von denen der ältere den linken Arm in einer Binde trug, legte den weiteren Schluß nahe, daß dieselben längere Zeit unter freiem Himmel den sengenden Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt gewesen sein mußten, und diese Annahme schien durch die Anwesenheit von allerlei Jagdzeug, sowie einer an Tragriemen hinter dem Kutschbock hängenden Büchse nur noch näher bestimmt und bestätigt zu werden.

Jetzt tauchte zur Seite der Landstraße der schmale, nur für Boote befahrbare Wasserlauf des Tschiliwung auf, ein Zeichen, daß man sich der Hauptstadt näherte, welche von einem weitläufigen Kanalnetz dieses Flusses durchzogen wird. Die ersten Bambushütten eines Kampongs, einer der zahllosen von Eingeborenen bewohnten Vorstädte Batavia's, wurden am Wege sichtbar.

„Das nenne ich doch noch kutschiren," unterbrach der Herr mit der Armbinde, der seine Uhr zu Rathe gezogen hatte, ein langes Schweigen. „Sagten Sie nicht, daß wir noch gute acht Meilen von Buitenzorg bis nach Hause hätten? Nun, wir haben die Strecke in nicht ganz vier Stunden zurückgelegt. War doch sehr liebenswürdig von dem Geschäftsfreund Ihres Chefs, lieber Grotter, daß er uns einen Wagen zur Verfügung stellte. Mit dem Jammerfuhrwerk, das uns aus Garoet heut früh bis Buitenzorg brachte, hätten wir für diese acht Meilen mindestens ebenso viele Stunden gebraucht. Höchst gastfreundlicher Herr, dieser Geschäftsfreund — feine Küche — Donnerwetter!"

Der Kapitän hatte plötzlich die Zähne aufeinander gepreßt, und sein letzter Ausruf klang auch keineswegs so, als ob er mit angenehmen Erinnerungen an irgend welche kulinarischen Genüsse in Zusammenhang stände.

„Haben Sie wieder Schmerzen?" fragte Herbert theilnehmend.

„Stiche, ja, ganz infernalische!" versetzte der Kapitän, mit grimmigem Lächeln auf seinen eingebundenen Arm tupfend. „Ist aber nicht der Rede werth. Nette Narben wird's freilich geben. Der Landchirurg war ein vollendetes Kameel. Das aber versichere ich Sie, eine Tigerjagd würde ich sobald nicht wieder mitmachen, auch wenn ich einen so lieben und tapferen Gefährten wieder fände, der ein solches Talent zum Lebensretter entwickelte, wie Sie, lieber Grotter."

Herbert entzog seine Linke beinahe heftig dem herzlichen Händedrucke, mit dem sein Nachbar seinen dankbaren Empfindungen Ausdruck gab.

„Sehen Sie dort, Kapitän," setzte er unvermittelt ein, „das ist der Flaggenstock des Bürgerhospitals. Dort über den Palmen! In einer Viertelstunde sind wir am Molenvliet. Wie die Zeit vergeht! Sollte man's denken, es sind gerade drei Wochen verstrichen seit jenem verhängnißvollen Abend bei Frau van Ruyter!"

„Verhängnißvoll, das weiß der liebe Himmel!" seufzte der Kapitän in komischem Ernst, „und zwar für Sie selbst sehr verhängnißvoll. Ich habe mir schon die schwersten Vorwürfe gemacht, Sie bei Frau van Ruyter eingeführt zu haben. Ich konnte das freilich nicht ahnen, daß Sie sich im Fluge bis über beide Ohren in die schöne Elima verlieben würden. Was soll daraus nur werden? Sind Sie sich klar darüber?"

Herbert hatte sinnend vor sich hingestarrt und die ganze eindringlich gehaltene Rede schweigend über sich ergehen lassen.

„Ich selbst werde Sie morgen zu Frau van Ruyter begleiten," versetzte er jetzt. „Elima muß frei sein. Ich werde mit Ihrer Hilfe vor nichts zurückscheuen, um das durchzusetzen. Wissen Sie, daß ich heute schon den ganzen Tag die unerträglich qualvolle Vorstellung nicht los geworden bin, was aus Elima werden würde, wenn ihre Herrin eines plötzlichen Todes stürbe?"

„Sie fiele als Eigenthum den Erben zu," meinte der Kapitän nachdenklich, „würde vielleicht verkauft, vielleicht gar öffentlich versteigert. Barbarische Zustände das! Aber gesetzten Falls, es ginge Alles nach Wunsch — Sie wollen das Mädchen doch nicht etwa heirathen?"

Herbert richtete seine ausdrucksvollen Augen groß und ernst auf seinen Gefährten.

„Nicht heirathen?" fragte er. „Warum nicht?"

„Warum nicht?" wiederholte der Kapitän verblüfft. „Sie sind wirklich nicht übel, lieber Grotter! Ist das Ihr Ernst?"

„Mein voller Ernst, Kapitän!" bestätigte Herbert mit Nachdruck. „Ich versichere Sie heilig, daß ich über meine Empfindungen und Absichten so ziemlich im Reinen bin. Und vor meinen Eltern, die Sie vermuthlich im Auge haben, würde ich meine Wahl zu rechtfertigen wissen, wenn sie nicht beim bloßen Anblick des lieben Geschöpfes jeden Widerspruch von vornherein fallen ließen; und was die Welt sagt, ist mir sehr gleichgiltig, denn ich bin unabhängig und Niemand verpflichtet."

Der Kapitän war sehr nachdenklich geworden und schien auf diese freimüthigen Geständnisse seines jüngeren Freundes um eine passende Antwort verlegen. Er murmelte noch etwas Unverständliches vor sich hin und versank dann in ein brütendes Schweigen.

Ueber den sogenannten Kasernenweg, an den ausgedehnten Gebäuden des Bürgerhospitals vorbei war das Gefährt inzwischen in die Villenvorstadt Weltevreden gelangt, passirte den Waterloopark, fuhr an der Ostseite der Citadelle vorüber durch Rijswijk und erreichte endlich den am gleichnamigen Kanal sich hinziehenden Molenvliet mit seinen luftigen, durch Gärten mit Fruchtbäumen aller Art getrennten Häusern, in denen zum größten Theil schon Licht brannte.

Mit einer Parade, die dem erschlafften Kutscher der überangestrengten Pferde alle Ehre machte, hielt der Wagen vor dem Marinehotel.

Der Wirth war zufällig vor dem Portale zugegen, sprang eilfertig an den Schlag und begrüßte seine zurückgekehrten Gäste mit einem Schwall von Worten, während einige Bediente des Hauses sich der Handkoffer und des mitgeführten Jagdzeuges bemächtigten.

„Was gibt's Neues?" fragte der Kapitän, während Grotter in's Haus trat. „Sind Briefe gekommen? War Jemand vom Schiffe hier?"

„Das nicht," versetzte der Gefragte „Aber ich sprach den Schiffsmakler. Es geht fix mit der Fracht. Ich fürchte, Sie werden dies Jahr kaum vier Wochen mein Gast gewesen sein. Und so verliere ich also zwei liebe Gäste ja gleicher Zeit. Der nächste Dampfer geht ja auch schon über acht Tage in See. Will denn Herr Grotter wirklich schon mit dem nächsten Schiff heimreisen?"

„Glaube wohl! Müssen ihn selbst fragen, bester Herr! — Apropos, hat Frau van Ruyter nach mir geschickt? Sie wußte nicht, daß wir so lange ausbleiben würden.“

„Frau van Ruyter?“ wiederholte der Wirth, plötzlich stehen bleibend und den Kapitän, der ihm bis in den Hausflur gefolgt war, starr anblickend. „Sie wissen also nicht . . .“

„Was ist?“ rief Herbert, der stehen geblieben war und die letzten Worte vernommen hatte. „Sprechen Sie, was gibt's?“

„Frau van Ruyter ist gestorben.“

„Sie sind toll, Herr!“ schrie Herbert, der wie vom Schlage getroffen zurückgefahren war.

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Ketjil,“ schrie er einem in der Nähe herumlungernden Bedienten an, „bring' uns das Handelsblatt von heute auf der Stelle! — Frau van Ruyter,“ wandte er sich sodann dem Kapitän wieder zu, „ist gestern begraben worden. In acht Tagen wird der Nachlaß versteigert. Es steht heute in allen Blättern. Die Erben scheinen's eilig zu haben.“

„Nicht möglich, nicht möglich!“ zweifelte der Kapitän noch immer. „Erzählen Sie uns, was Sie über den Todesfall erfahren haben. Es ist sehr schnell gekommen.“

„Habe nicht viel zu erzählen, Kapitän,“ versetzte der Wirth, „was ich weiß, habe ich von dem Diener der Frau van Ruyter, der gleich nach deren Ableben hier war. Er schien sehr niedergeschlagen, Sie nicht anzutreffen. Ich brachte aus ihm nur so viel heraus, daß die Dame bald nach Ihrer Abreise vom Fieber befallen wurde, daß die Gewalt der Krankheit trotz aller Pflege ihre Kräfte wie mit einem Zauberschlag brach und ihren Geist umnachtete, daß sie schrie und wüthete und phantasirte wie eine Rasende, sich immer verfolgt wähnend von einer gräßlichen Schlange. Am Todestage in der Frühe schien die Krankheit eine günstige Wendung zu nehmen, wenigstens kehrte ihr Bewußtsein zurück. Eine Stunde später jedoch, ehe noch der Notar, nach dem sie verlangte, eintraf, hauchte sie ihren letzten Athem aus. — Aber was haben denn Sie, Kapitän? Erst jetzt bemerke ich, daß Sie den Arm in der Binde tragen!“

„Eine Verletzung auf der Jagd, nicht der Rede werth! Und gestern, sagen Sie, fand das Begräbniß statt?“

„Gestern, ja! Und hier — gib her, Ketjil — sehen Sie, im ‚Batavischen Handelsblatt‘ finden Sie die Auktionsanzeige. Sehen Sie dort!“

Den Athem anhaltend und sich gewaltsam zusammennehmend, starrte Herbert dem Kapitän über die Schulter in die Zeitung, welche der Wirth ausgebreitet vor ihm hinhielt. Hundertmal hatte er ähnliche Anzeigen gelesen; nicht selten auch ähnlichen Versteigerungen, wie er sie hier in fetten Lettern angekündigt sah, persönlich beigewohnt. Und doch schwindelte ihn, als er jetzt mit Blicken verschlang, was er doch kaum zu fassen vermochte.

Da stand es schwarz auf weiß, daß auch eine „kaum achtzehnjährige Sklavin von ganz außerordentlicher Schönheit“ dem Meistbietenden unwiderruflich zugeschlagen werden sollte.

Herbert fuhr sich über die Augen, als ob er träume. Er zitterte am ganzen Leibe. Eine unsäglich Empfindung von Schreck und Wuth, von Hohn und Schmerz durchrüttelte seine mächtige Gestalt, und trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Schweigend und unsicheren Schrittes hatte er sich zu einem der nächsten Tische begeben, sich in einen Sessel geworfen und war dort in ein tiefes Brüten versunken.

Erst als nach einer längeren Weile der Wirth an ihm vorübereilte, der sich bisher mit dem Kapitän des Weiteren unterhalten hatte, und sich nun aus diesem, von keinem Gast sonst besetzten Theil der Gallerie entfernte, wohl um sich nach dem Abendessen für die Herren umzusehen, sprang er plötzlich wieder auf. Sein fester Blick verrieth, daß er sich zu einem schnellen Entschlusse durchgerungen haben müsse.

„Bitte, Herr Wirth, mir sogleich einen Wagen holen zu lassen. Ich gehe nur noch auf mein Zimmer, um die Kleider zu wechseln. Dann möchte ich sofort den Wagen zur Verfügung haben.“

„Soll besorgt werden,“ versetzte der Wirth, indem er davon eilte.

„Was haben Sie vor, lieber Grotter?“ fragte der Kapitän, der sich langsam genähert hatte, mit besorgter Miene.

„Wollen Sie mich begleiten?“ fragte Herbert dagegen. „Ich fahre auf der Stelle zum Ruyter'schen Hause. Muß selbst sehen, wie es da steht.“

„Das werden Sie nicht thun,“ erklärte der Kapitän sehr bestimmt.

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, wer die Ruyter'schen Erben sind. Der Tod entbindet mich des gegebenen Versprechens. Und was heute wohl die ganze Stadt weiß, darf ich Ihnen in aller Ruhe mittheilen.“

„Sie machen mich sehr gespannt!“

„Um es kurz zu sagen, der verstorbene Cornelis van Ruyter hatte nicht lange vor seinem plötzlichen Tode sein ganzes Vermögen, seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe den Kindern seiner Schwester, der verehelichten Franssen, vermacht, und zwar ohne alles Vorwissen seiner ihm nunmehr nachgefolgten Gattin, die vielmehr erst in der Stunde, als sie die Wittwenhaube anlegte, zu ihrer nicht geringen Bestürzung erfuhr, daß ihr, so lange sie lebte, nur die Nutznießung der gesammten Hinterlassenschaft vorbehalten sei. Nur mich allein hatte der Erblasser in's Vertrauen gezogen, da er, noch weiterer Vorbehalte wegen, eines Zeugen bedurfte, und außer mir und dem unter amtseidlicher Verschwiegenheit stehenden Notar, der bei der Abfassung des Testamentes zu Rathe gezogen und bei dem letzteres niedergelegt wurde, wußte kein Sterblicher um diese letztwilligen Verfügungen. Jene weiteren Vorbehalte betrafen insbesondere den Wunsch des Testators, die Welt möge bis zum Ableben seiner Gattin in dem Glauben erhalten werden, daß diese die unumschränkte Erbin der ganzen Hinterlassenschaft geworden sei, die übrigens nicht so bedeutend ist, wie wohl Viele meinen. Diese Verklausulirung erfolgte, um die eigentlichen Erben, die Kinder der Schwester nicht hoffährtig zu machen, und um der Wittwe van Ruyter alle Demüthigungen zu ersparen, und sehr begreiflich ist, daß Letztere jenem Wunsche durchaus nachkam, wenn ich auch nicht verschweigen kann, daß das unter großen Umständlichkeiten abgefaßte Testament der Wittwe zeitlebens zur Verbitterung gereicht hat. Da die beiden blühenden Neffen schon vor Jahren, wie Sie wissen, von einer Epidemie dahingerafft wurden, so begreifen Sie, daß zu Erben der Ruyter'schen Hinterlassenschaft nunmehr ausschließlich die Tochter der Wittwe Franssen berufen ist, zumal da sonst keine weiteren Verwandten existiren.“

Herbert war des Kapitäns Worten in steigender Erregung gefolgt. Bei der Erwähnung des Namens der Erben nur hatte er eine heftige Bewegung gemacht, verächtlich die Lippe gekräuselt, und war dann in seine finstere und fast drohende Haltung zurückgesunken.

„Ich kann mir denken,“ unterbrach der Kapitän ein längeres Schweigen, „daß eine Begegnung Ihrerseits mit der Wittwe Franssen oder deren Tochter Ihnen höchst peinlich sein müßte.“

„Sie werden doch nicht in's Sterbehaus übergesiedelt sein?“

„Ist allerdings unwahrscheinlich, dennoch scheint es mir aber ein heikles Unternehmen, jetzt zur Nachtzeit das Ruyter'sche Haus aufzusuchen.“

„Ich gehe trotz alledem,“ erklärte Herbert aufspringend. „Sie werden mich hier zurückerwarten, wie? Fürchten Sie nichts, ich werde mich in Acht nehmen und die größte Vorsicht beobachten. Auf Wiedersehen denn, es ist besser vielleicht, wenn ich allein gehe!“

Er nickte dem in bedenklicher Stimmung Zurückbleibenden noch einmal zu und eilte dann hastig hinaus.

Nach kaum einer Viertelstunde war er am Königsplatz. Um sein eigentliches Ziel nicht zu verrathen, ließ er den Wagen eine gute Strecke vor der Ruyter'schen Villa halten und befahl dem Kutscher, an derselben Stelle auf seine Rückkehr zu warten. Mit zögernden Schritten näherte er sich sodann, immer die dunkelsten Stellen des Weges unwillkürlich suchend, seinem Ziele.

Die Palmen wiegten ihre grünen Diademe über ihm im Hauche der Abendkühle, zu seinen Häupten wölbte sich der strahlende Sternenhimmel, wie ein Bild ewigen Friedens; in seinem Herzen aber wohnte tobender Unfriede, und ein stechender Schmerz zerkrampfte immer wieder seine von Trotz und Zorn und maßlosem Weh erfüllte Seele, weil er sich immer wieder erinnern mußte, daß Elima sich jetzt wie durch eine tückische Schicksalslaune in der Gewalt Derjenigen befand, die ihn haßte, wie er sie verachtete, von der er keine Regung des Mitleids für sich selbst und die Geliebte je erhoffen durfte, um so weniger, als sie von einer ebenso herzlosen und dazu geldgierigen Mutter berathen war, die auf keinen geringen Gewinn aus dem Verkauf der begehrenswerthen Sklavin rechnen mochte.

Ueberlegend hemmte er vor dem Gitter der Villa den Schritt. Wie ausgestorben lag das Dickicht des ungepflegten Gartens vor seinen Blicken, und umsonst suchte er nach irgend einem lebenden Wesen, mit dem er sich hätte verständigen können. Einmal hatte er die Hand nach dem Glockenzuge am Thore ausgestreckt, dieselbe jedoch sogleich wieder zurückgezogen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Dr. Georg Kopp, Fürstbischof von Breslau.

(Mit Porträt auf Seite 329.)

Der gegenwärtige Fürstbischof von Breslau, Dr. Georg Kopp, dessen Porträt die Leser auf Seite 329 finden, ist am 24. Juli 1837 zu Duderstadt als der Sohn eines armen Webers geboren, studirte an der theologisch-philosophischen Lehranstalt in Hildesheim und wurde am 28. August 1862 zum Priester geweiht. Nachdem er Schulvikar in Henneckenrode und Kaplan zu Detfurt gewesen, ward er 1865 Hilfsarbeiter am Generalvikariat in Hildesheim, 1872 Generalvikar und Domkapitular und 1881 Bischof von Fulda. Laut Kabinetsordre vom 18. Januar 1885 wurde der Bischof alsdann „aus allerhöchstem Vertrauen“ zum Mitgliede des preußischen Herrenhauses ernannt. Da dies die erste derartige Berufung eines katholischen Bischofs war, so erblickte man darin mit Recht einen erneuten Beweis für die Neigung der preußischen Regierung, gute Beziehungen zum Vatikan herzustellen. Dieselbe fand ihren ferneren Ausdruck auch in der neuen kirchenpolitischen Vorlage, durch die der Gerichtshof für die Kirchenangelegenheiten aufgehoben und die Vorbildung der Geistlichen in die Hände der kirchlichen Oberen gelegt wurde, die gerade damals dem Herrenhause zur Berathung und Beschlußfassung zugegangen war. Bischof Kopp, der in die Kommission gewählt worden war, betheiligte sich eifrig an den Verhandlungen, und in der von ihm herrührenden Fassung ist jene Vorlage dann vom Herrenhause, wie vom Abgeordnetenhause angenommen worden. 1887 ernannte Papst Leo XIII. den Bischof mit Zustimmung der preußischen Regierung zum Fürstbischof von Breslau.

---

## Der heilige weiße Elephant des Königs von Birma.

(Mit Abbildung.)

Bei der Einnahme von Mandalay, der birmanischen Hauptstadt, durch die Engländer am 28. November 1885 war unter den zahlreichen Beutestücken, die ihnen in dem dortigen königlichen Palaste in die Hände fielen, eines der merkwürdigsten der heilige weiße Elephant, den unsere Abbildung darstellt. Derselbe unterschied sich von anderen Elephanten nach Aussage von solchen, die ihn gesehen haben, nur durch eine Anzahl heller matter Flecken und vieler, vielleicht vom Alter herrührender weißer Haare, die aber keineswegs gleichmäßig oder in beträchtlicher Ausdehnung über den Körper des Thieres verbreitet waren. Die hohe Verehrung, die solche „weiße“ Elephanten in Birma genießen, rührt daher, daß nach der Legende einst die Mutter des Buddha, die Königin Maya, im Traume einen weißen Elephanten geschaut haben soll, der im Rüssel eine Lotosblume getragen und damit ihre linke Seite berührt habe. Die Hofastrologen aber legten diesen Traum dahin aus, die Königin werde einen Sohn gebären, der bestimmt sei, als vollendeter Heiliger und Weiser der Welt die Lehre von der Erlösung zu bringen. Infolge dessen wird ein weißer Elephant von den Buddhisten, wenigstens von der großen Masse des Volkes, als heilig verehrt, während er den gebildeten Buddhisten nur als Sinnbild des Buddha gilt. Leider ist das gewaltige Thier bereits kurz nach der Einnahme der Stadt gestorben und dann auf dem Friedhofe von Mandalay in Gegenwart vieler birmanischer Würdenträger und einer großen Volksmenge beerdigt worden.

## Der Nihilist.

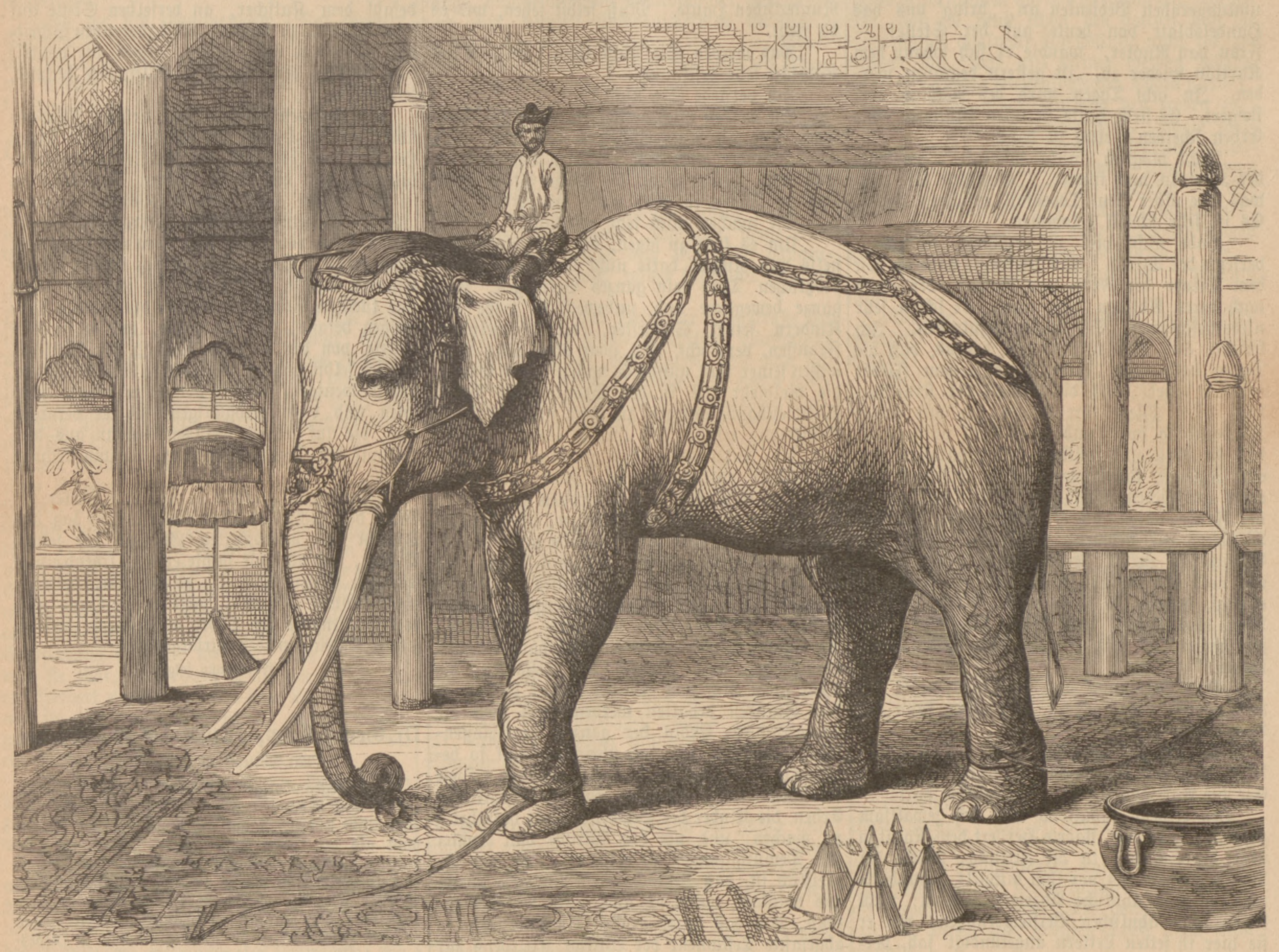
Den Mittheilungen eines Kriminalisten nacherzählt

von

**F. v. Zobeltitz.**

1. (Nachdruck verboten.)

Die Glocke des Hotels S. in Genf läutete zur Table d'hôte. Unter den zahlreichen Fremden, welche die Korridore hinab nach dem Speisesaale wandelten, befand sich auch ein Paar, das interessant genug schien, sich der Beachtung der übrigen Gäste des Hauses zu erfreuen. Es war dies ein älterer Herr, der sich als Wasil Thusden, Rentier aus Moskau, in das Fremdenbuch eingeschrieben hatte, und dessen Nichte Vera Kergessa, ein allerliebstes Persönchen, mit pikanten Zügen und glänzenden schwarzen Augen. Namentlich auf zwei Herren der Gesellschaft schien die kleine Russin Eindruck gemacht zu haben, auf zwei ihrer Landsleute, von denen sich der Eine Alexander Tscherglokoff und der Andere v. Patschewski nannte. Die beiden Herren waren ihrem Aeußeren nach stark von einander verschieden. Tscherglokoff sah wie ein deutscher Landedelmann aus, während Patschewski in seinen kühnen und ausdrucksvollen Gesichtszügen unverkennbar den slavischen Typus trug; eine kleine, rothe Narbe quer über der Stirn erhöhte eher das Interessante seiner Erscheinung, als daß sie abstoßend wirkte.



**Der heilige weiße Elephant des Königs von Birma.**

Am Arme seiner Nichte trat Thusden, der brustleidend war und sich Schonung auferlegen mußte, in den hell erleuchteten Speisesaal, begrüßte Herrn v. Patschewski mit freundschaftlicher Handbewegung und ließ sich dann nieder. Erst in diesem Moment fiel sein Auge auf den ihm gegenübersitzenden Tscherglokoff, der ihn von seinem Eintritt an scharf beobachtet hatte, nun mit der Rechten wie absichtslos in Kreuzesform über das Gesicht strich, sich dann verbeugte und höflich seinen Namen nannte. Kein Mensch hatte die eigenthümliche Bewegung des jungen Russen und das erschreckte Aufflackern im Antlitz Thusdens bemerkt, nur dem scharfen Auge des Herrn v. Patschewski war beides nicht entgangen.

Die Tafelunterhaltung drehte sich um die Neuigkeiten des Tages. Tscherglokoff erzählte, er sei am Vormittage in dem großen Bankhause der Compagnie Verteaux, Camelles u. Co. gewesen, um sich einen Kreditbrief visiren zu lassen, und habe dort Alles in größter Aufregung getroffen. Man sei einer Reihe von Banknotenfälschungen in Rubel- und Frankenscheinen auf die Spur gekommen. Dann sprang das Gespräch auf gleichgiltigere Dinge über.

Nach dem Mittagsmahle zog sich Vera auf ihr Zimmer zurück, und Thusden beabsichtigte das Gleiche. Bei der Verabschiedung von Tscherglokoff flüsterte er diesem zu: „Ich erwarte Sie in zehn Minuten!“

Zur verabredeten Zeit trat der Erstere bei Thusden ein.

„Mein Erstaunen war groß, als ich Sie so unerwartet vor mir sah, mein lieber Alexandrowitsch,“ sagte Wasil und reichte Tscherglokoff die Rechte. „Was in aller Welt hat auch Sie in diese Heimstätte der Verbannten getrieben?“

„Die gleiche Frage lag *mir* auf der Zunge. Wollten Sie Konflikten entgehen?“

# Humoristisches: Vor und nach der Hochzeit.



Vor der Hochzeit — „Ständchen bringen".



Nach der Hochzeit — „Kindeinsingen".



Vorher — „Ihm Vielliebchen sticken".



Nachher — „Woll'ne Strümpfe flicken".



Vorher — „Solo=Reverie".



Nachher „Kindersymphonie".



Vor der Hochzeit — „Stets zu Zwei'n".



Nachher — „Sitzet Jed's allein".

„O nein, mein Lieber," entgegnete Thusden lebhaft, „ich gelte auch heute noch daheim für unverdächtig. Schwerwiegende Gründe führten mich nach Genf. Das Abtheilungscomité hat mich beauftragt, den Flüchtlingen in der Schweiz eine größere Summe — hunderttausend Rubel — zu übermitteln, die ich Isapoff persönlich aushändigen soll. Die verwünschte Krankheit, die mir in den Gliedern steckt, hat mich aber bis heute am Ausgehen verhindert, und Isapoff schriftlich Nachricht zu geben, scheint mir gefährlich, denn man ist ja auch hier vor Spionen nicht sicher. So schleppe ich mich denn immer noch mit den hunderttausend Rubeln im Hemde umher, will aber morgen oder übermorgen Abend mich endlich meines Auftrages entledigen."

„Was auch mir dringend nöthig erscheint," fiel Tscherglokoff kopfschüttelnd und ernst ein. „Sie sind unvorsichtig, Wasiliewitsch, noch gerade so unvorsichtig, als an jenem Abend in Petersburg, an dem Sie sich muthwillig den Spürhunden der Polizei aussetzten und sich den Schuß in die Lunge holten. Geradezu räthselhaft erscheint es mir, daß man noch keinen Verdacht gegen Sie geschöpft hat. Sie erzählen mir da ganz ungenirt von dem Auftrage Ihres Abtheilungschefs, ohne zu bedenken, daß auch die Wände Ohren haben. Nun weiß ich zwar zufällig, daß Ihr linker Nachbar, dieser unheimliche Herr v. Patschewski, augenblicklich bei seiner Cigarre im Rauchzimmer sitzt — die Möglichkeit, daß er Sie hören konnte, war doch aber immerhin nicht ausgeschlossen. Außerdem wissen Sie ja nicht einmal, ob ich selbst noch mit der Propaganda in Verbindung stehe — und in der That ist das nicht mehr der Fall."

Das graue Gesicht Thusden's wurde noch fahler. Er griff nach der Brusttasche.

„Sie sind ausgeschieden?" stammelte er.

„Allerdings, mein Bester, aber haben Sie keine Sorge Ihrer Geheimnisse wegen und lassen Sie den Revolver ruhig stecken! Mein Eid ist mir heilig, und da mir die Oberen nicht mißtrauten und mich keiner Verrätherei für fähig hielten, so können auch Sie mir glauben, daß ich meine Erfahrungen für ewige Zeiten in der Brust verschließen werde. Ich habe zudem nicht die Absicht, mich längere Zeit in Genf aufzuhalten, will vielmehr dieser Tage weiter reisen, um von Marseille aus dem Kap der guten Hoffnung zuzusteuern, wo ein Vetter von mir angesiedelt ist und wo auch ich Beschäftigung zu finden hoffe. Mit Begeisterung habe ich Beruf und Geld geopfert, um meinem unglücklichen Volke zu dienen — seit ich mich aber überzeugen mußte, daß der Nihilismus der Anarchie entgegen steuert, und daß — kurz und gut: seit dem letzten Attentate gehöre ich der nihilistischen Propaganda nicht mehr an."

„Dieses Attentat war nur ein Akt der Nothwehr," versetzte Thusden und in seinem Auge flammte ein wilder Fanatismus auf. „Schmähen Sie nicht eine Verbrüderung, die stark genug ist, furchtbare Rache zu üben!"

Ein verächtlicher Zug glitt über Tscherglokoff's Antlitz. „Wer, wie ich, um der Sache willen freudigen Herzens sein Vermögen hingegeben, wer eine glänzende Carrière verlassen hat und aus der höchsten Gesellschaft zum Proletariat hinabgestiegen ist, dem steht einem ehemaligen Bundesbruder gegenüber doch wahrlich das Recht des Urtheils zu! Im Uebrigen kann ich Sie versichern, daß meine Oberen gerecht genug waren, die Opfer, die ich der Partei gebracht, anzuerkennen, und daß sie es keineswegs versucht haben, mich durch Drohungen von meinem Entschlusse, den Bund zu verlassen, abzuschrecken. Und nun Gott befohlen, mein Lieber!"

Tscherglokoff wandte sich ab und schritt der Thüre zu. Kein Grußeswort von Seiten Thusden's folgte ihm. Finsteren Auges blickte der alte Nihilist, der auch Vermögen, Gesundheit und Stellung dem Nihilismus geopfert, ihm nach.

„Renegat!" murmelte er. „Wären wir Alle, wie Du bist, dann würde die Tyrannei nimmer ein Ende nehmen! Nein! Weiter auf der betretenen Bahn — nur über Blut und Leichen kommen wir zum Ziele!" Die zitternde Hand riß den Rock und die Weste auf und glitt tastend über das Oberhemde. „Nur in Einem behält er Recht: ich muß vorsichtiger sein, aber am meisten muß ich mich vor ihm selbst hüten — ich traue ihm nicht, und so will ich denn die siechen Glieder zusammenraffen und noch heute Abend meinen Auftrag ausführen!"

2.

Ohne Vera, die sich frühzeitig schlafen gelegt hatte, davon zu benachrichtigen, verließ Thusden, in einen weiten Mantel gehüllt, einige Stunden später das Hotel und bog in eine nach dem Glacis der Bastion St. Antoine führende Nebenstraße ein. Er bemerkte nicht, daß zwei Männer, der eine in Dienstmannskleidung, der zweite in Arbeitertracht, die sein Ausgehen beobachtet hatten, ihm auf dem Fuße folgten. Kaum eine Minute später trat Tscherglokoff aus dem Thorbogen des Gasthauses. Er hatte sich eine Cigarre angezündet, sich zu diesem Zwecke vom Portier Feuer geben lassen und dabei in launigem Tone geäußert, er wolle einmal das Nachtleben Genfs kennen lernen.

Weder Tscherglokoff noch Thusden kehrten in dieser Nacht nach dem Hotel zurück, dafür erschien am Morgen gegen acht Uhr ein fremder Herr und verlangte Monsieur S., den Inhaber des Gasthofes, zu sprechen. Der fremde Herr legitimirte sich diesem gegenüber als Mitglied der Kriminalpolizei und berichtete Folgendes:

Straßenarbeiter hatten zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht auf der Bastionspromenade von St. Antoine, und zwar im Gebüsche, die Leiche eines alten Mannes gefunden. Eine furchtbare Hiebwunde am Schädel und eine Stichwunde am Halse zeigten, daß der Unglückliche ermordet worden war. An den Rock, mit dem die Leiche bekleidet, war ein Zettel weißen Papiers vermittelst Stecknadeln geheftet worden, der mit Bleistift geschrieben folgende Worte in russischer Sprache enthielt: „Zur Warnung für die Verräther! Das Exekutivcomité." In den Taschen des Ermordeten hatte man ein Portemonnaie mit verschiedenen französischen Gold- und Silbermünzen, eine Uhr und eine Brieftasche mit unwichtigen Notizen und mit einigen auf den Namen Wasil Thusden lautenden Visitenkarten gefunden. Laut der Fremdenliste aber war ein Herr dieses Namens vor einigen Tagen im Hotel S. abgestiegen und der Wirth desselben sollte sich daher nach dem Leichenhause bemühen, um dort zunächst die Identität der Leiche mit jenem Wasil Thusden zu beurkunden.

Als Herr S. mit schreckensbleichem Gesicht sich in sein Privatzimmer begeben wollte, um sich für den nothwendigen Ausgang anzuziehen, traf er im Korridor auf Herrn v. Patschewski, dem er flüsternd und in hastigen Worten von dem furchtbaren Ereigniß erzählte.

Patschewski entfärbte sich und trat einen Schritt zurück. „Allmächtiger," stöhnte er, „das ist ja grauenvoll! Die arme Vera — o, dies arme Kind! Mir ahnte fast, daß Thusden sich im Banne des Nihilismus befände, ich hörte ihn gestern von meinem Zimmer aus in erregtem Gespräche mit jenem Herrn Tscherglokoff — oder wie er heißt — und dabei fiel zu öfterem jenes ominöse Wort! Lassen Sie uns Tscherglokoff holen, er kennt den Ermordeten, und dann begleiten wir Sie gemeinsam auf jenem schweren Gange nach dem Leichenhause."

Herr S. war einverstanden. Die Beiden begaben sich in die zweite Etage und klopften an Tscherglokoff's Zimmer an. Keine Antwort erfolgte. Patschewski öffnete endlich die Thüre — das Zimmer war leer, Tscherglokoff in der Nacht nicht zurückgekehrt! Die Blicke der beiden Herren begegneten sich, die gleiche furchtbare Vermuthung sprach aus ihnen. —

In der Morgue lag die Leiche Thusden's entkleidet unter einem weißen Linnen. S. sowohl wie Patschewski erkannten den Todten sofort und unterschrieben das Identitätszeugniß, das der Kriminalbeamte ihnen vorlegte.

„Sind Sie denn in Wahrheit davon überzeugt, mein Herr," fragte Patschewski, starren Auges die Leiche betrachtend, „daß hier wirklich ein nihilistisches Attentat, kein Raubmord oder dergleichen vorliegt? Kann der Zettel auf der Brust des Todten nicht der Versuch einer Täuschung sein?"

„Ich glaube nicht an eine solche," entgegnete der Beamte kopfschüttelnd. „Abgesehen von dem Portemonnaie und der werthvollen goldenen Uhr, die man dem Ermordeten gelassen hat, fand man auch noch bei ihm, unter der Chemisette des Hemdes, eine bedeutendere Summe in Rubelnoten."

„Und hat man keinerlei Verdacht — hat man nichts entdeckt, das auf die Spur des Verbrechers führen könnte?"

„Nichts, außer dieser Kleinigkeit." Der Kriminalist zog ein Stückchen Papier aus der Tasche, schlug es auseinander und zeigte den beiden Herren einen mit grauer Seide übersponnenen Rockknopf, an dem noch ein einzelner Faden herabhing.

Herr S. stieß einen hellen Ruf erschreckter Ueberraschung aus. „Beim ewigen Gott — ich möchte schwören, daß dieser Knopf vom Paletot des Herrn Tscherglokoff herstammt! Herr Kommissär, ich glaube Ihnen bei der Ermittelung des Verbrechers behilflich sein zu können!"

Mit fliegenden Worten erzählte der Hotelier, daß seit vorgestern ein anscheinend vornehmer Russe Namens Tscherglokoff bei ihm logire, daß dieser Herr der zufälligen Entdeckung Patschewski's nach gleich Thusden der nihilistischen Partei angehöre, daß derselbe in der Nacht nicht in das Hotel zurückgekehrt sei, und daß er einen grauen Sommerpaletot mit gleichfarbenen Knöpfen getragen habe.

Der Kriminalbeamte ließ unverzüglich an die sämmtlichen Hotelbesitzer Genfs eine geheime Anfrage abgehen, dahin lautend, ob sich in der Nacht ein Herr Tscherglokoff, dessen Signalement genau angegeben war, habe aufnehmen lassen. Bald darauf traf auf dem Kommissariat der Rapport eines Herrn G., Besitzer des Hotels zur Krone, ein: der Betreffende habe gegen ein Uhr Nachts beim Portier vorgesprochen und ein Zimmer verlangt. Da er kein Gepäck bei sich geführt und im Uebrigen beschmutzt und zerrissen ausgesehen habe, so sei ihm das Logis erst gegen vorherige Bezahlung gewährt worden.

Eine halbe Stunde später wurde Tscherglokoff auf dem Zimmer Nro. 17 im Hotel zur Krone, wo man ihn schlafend vorfand, verhaftet.

3.

Herr v. Patschewski ließ es sich angelegen sein, der unglücklichen Vera mit Rath, That und Trostesworten hilfreich zur Seite zu stehen. Das arme Mädchen war, als es die Schreckensbotschaft erhalten, der Verzweiflung nahe gewesen. Doppelt erschütterte sie, daß Tscherglokoff der Mörder sein sollte — Tscherglokoff, dessen angenehmes, sympathisches Wesen sie von vorn herein bezaubert und für den sie im tiefsten Herzen das Aufkeimen einer warmen Neigung gefühlt hatte! Sie konnte und wollte das Gräßliche nicht glauben, und doch zeigten ihr schon die ersten einleitenden Verhandlungen in der dunklen Angelegenheit, daß der Verhaftete sich der Last des auf ihm ruhenden Verdachts kaum noch entziehen konnte.

Die Untersuchung wurde mit Eifer und großer Eile betrieben. Der Senat hatte dies angeordnet, um den häßlichen Verdacht, Genf sei eine Beschützerin nihilistischer Umtriebe, energisch von sich abzulenken. Mit großer Seelenruhe war der Gefangene beim ersten Verhöre vor die Richter getreten, aber mit bleichem Angesicht hatte er sich nach Beendigung desselben in seinen Kerker zurückführen lassen; er mußte es sich selbst sagen: die Verdachtsmomente konzentrirten sich in geradezu frappirender Weise auf seine Person.

Seine eigenen Angaben waren die folgenden. Er — Alexander Stephan Graf Tscherglokoff — stammte aus einer alten Adelsfamilie Westrußlands, hatte sich dem juristischen Dienste gewidmet, aber sich frühzeitig revolutionären Ideen hingegeben. Von unklaren Volksbeglückungsideen erfüllt, opferte er dem Moloch des Nihilismus sein ganzes Vermögen und mehr als das: seinen Namen und seine Familie, die sich von ihm lossagte. Zu spät sah er ein, daß er sich, statt in den Reihen ideal gesinnter Freiheitskämpfer, in den Händen wüster Agitatoren befand. In der zwölften Stunde aber siegte die bessere Erkenntniß in ihm; er brach jede Verbindung mit den Anarchisten ab, raffte die Reste seines Vermögens zusammen und wanderte aus.

In Genf erreichte ihn das Verhängniß; eine Reihe seltsamer Zufälligkeiten — so drückte sich Tscherglokoff aus — sollte ihn in das Gefängniß führen. Um noch ein Glas Bier zu trinken, war er an dem bewußten Abend ziemlich spät ausgegangen, in mitternächtlicher Stunde aber in einer dunklen Gasse von Strolchen überfallen und gemißhandelt worden, so daß er ohnmächtig liegen blieb. Da er sich schämte, in den beschmutzten und zerrissenen Kleidern nach dem Hotel zurückzukehren, in dem er bekannt war, so beschloß er, in dem nächstgelegenen Gasthause die Nacht zu verbringen.

Diesen Ausführungen Tscherglokoff's stand eine Reihe schwer belastender Thatsachen gegenüber. Zunächst hatte man dicht neben der Leiche Thusden's den Knopf gefunden, der am Ueberrocke Tscherglokoff's fehlte. Weiterhin hatte Herr v. Patschewski beschworen, daß er von seinem Zimmer aus gehört, wie der Verhaftete am Nachmittage des Attentats eine heftige Auseinandersetzung nihilistischer Angelegenheiten halber mit Thusden gehabt habe. Tscherglokoff mußte auch zugeben, daß der Ueberfall, dem er ausgesetzt sein wollte, zum Mindesten räthselhaft erscheine, da ihn die Strolche weder seiner Werthsachen, noch seines Baargeldes beraubt hatten. Schließlich war noch ein anderes, höchst auffallendes Faktum dazu getreten. Man hatte nämlich entdeckt, daß die Geldsumme, die der Ermordete unter der Chemisette getragen, durchweg aus falschen Tausendrubelscheinen bestand, und hatte weiterhin entdeckt, daß auch die Brieftasche Tscherglokoff's mit falschen Banknoten gefüllt war.

Der Verhaftete gab an, sich diesen räthselhaften Umstand selbst nicht erklären zu können, dafür erschien er aber den Richtern durchaus nicht so überraschend, wie Tscherglokoff gemeint hatte. Die eigenthümliche Thatsache, daß die falschen Banknoten mit jenen anderen Falsifikaten, die in letzter Zeit in Massen auf den Geldmarkt geführt worden waren, genau übereinstimmten, brachte die Herren vielmehr auf die Idee, daß das nihilistische Attentat doch nur eine Mystifikation sei, daß ein Raubmord vorliege, und daß Tscherglokoff einer weitverzweigten Bande von Falschmünzern angehöre. Die Schlußfolgerung war einfach genug: Tscherglokoff wußte — seinen eigenen Ausführungen nach — daß Thusden eine bedeutende Summe bei sich führte und dieselbe einem der exilirten russischen Nihilisten übergeben sollte; er überfiel Thusden, erhielt im Kampfe mit ihm seine Wunden, beraubte ihn seines Geldes, legte an Stelle der echten Banknoten die falschen und heftete dann, um die Untersuchung auf unrichtige Bahnen zu lenken, den Zettel mit der Unterschrift „Exekutiv-Comité" auf die Brust des Todten. Es handelte sich nunmehr nur noch darum, auszukundschaften, wo Tscherglokoff die gestohlenen hunderttausend Rubel untergebracht hatte.

— — — — — — — — — —

Vera hatte Genf noch nicht verlassen; eine innere Gewalt hielt sie zurück, sie wollte das Ende des Prozesses, an dem gerade sie den innigsten Antheil nahm, abwarten. Nach dem Begräbniß des Oheims hatte die äußere Verzweiflung Vera's nachgelassen; sie war anscheinend ruhiger geworden, aber wie es in ihrem Innern wühlte und zuckte, wußte kein Mensch. Herr v. Patschewski nahm sich des jungen Mädchens nach wie vor in freundschaftlichster Weise an, und Vera, die sich in ihrer Verlassenheit unsicher und verschüchtert fühlte, mußte sich dies gefallen lassen, obwhol sie eine unbeschreibliche Antipathie gegen den Landsmann empfand. Eine höchst fatale Geldverlegenheit, in die Vera gerieth, führte ihr Patschewski noch näher. Die Begräbnißkosten für den Oheim waren noch nicht völlig gedeckt; Vera hatte zwar sofort an ihre Mutter wegen Uebersendung von Geld geschrieben, die Antwort ließ jedoch ziemlich lange auf sich warten, und die Lieferanten drängten. Patschewski mochte die peinliche Situation Vera's bemerkt haben; er schrieb einige liebenswürdige Zeilen an sie und bat sie, den einliegenden Tausendrubelschein anzunehmen, bis sie in die Lage kommen würde, ihn zurück zu erstatten. So unangenehm Vera nun auch dieser neue Liebesdienst Patschewski's berührte, in gewisser Beziehung kam er ihr doch sehr gelegen, da sie sich endlich der drückenden Verpflichtungen, die sie im Hotel doppelt stark empfand, entledigen konnte.

Vera dankte gleichfalls brieflich und versprach die Zurückgabe des Geliehenen in den nächsten Tagen. Dann machte sie sich auf den Weg nach dem Trauermagazin, welches die Bestattung Thusden's ausgeführt hatte, um dort den Rest der entstandenen Kosten zu decken. Vera sollte indessen in unliebsamer Weise aufgehalten werden, ehe sie ihr Ziel erreichte.

Sie war am Quai du Montblanc in ein Bankhaus getreten, um sich dort ihren Geldschein wechseln zu lassen. Die Prozedur schien Schwierigkeiten zu verursachen; Vera wurde bedeutet, sich für einige Minuten in ein Nebenzimmer zu begeben, dann erschien plötzlich ein Polizist, der sie aufforderte, ihn nach dem General-Kommissariat zu begleiten.

Sie sei verhaftet, bedeutete der Mann das zitternde Mädchen.

Der untersuchungsführende Richter in dem Prozesse gegen Tscherglokoff hatte vor zwei Tagen einen Brief aus St. Petersburg erhalten, in welchem die Visa der Checks und die Nummern und Buchstaben auf den Banknoten, die Thusden vor seiner Ermordung bei sich geführt, genau angegeben waren. Der Brief war anonym, stammte aber vermuthlich von jenem Nihilistencomité, dem Thusden untergeordnet gewesen war und von dem er den Auftrag erhalten hatte, die bewußte Geldsumme an die Verbannten in der Schweiz zu überbringen. Das Kommissariat hatte schleunigst an die gesammten Bankhäuser Genfs wie der Kantone eine Kopie jenes Briefes absenden lassen, mit dem Befehle, Jeden anzuhalten, der einen der gekennzeichneten Checks oder eine jener Banknoten zum Wechseln präsentiren würde. Die Tausendrubelnote Vera's aber zählte ihren Nummern und Buchstaben nach zu den gestohlenen Geldern.

Auf dem Kommissariat wurde Vera gefragt, von wem sie den verdächtigen Schein erhalten habe. Sie nannte den Namen Patschewski's und legte zur Bekräftigung der Wahrheit ihrer Aussage den Brief desselben vor, den sie noch bei sich trug. Auch diese flüchtig geschriebenen Zeilen erregten die Aufmerksamkeit des Kriminalisten. Es fiel ihm auf, daß die Handschrift eine entfernte Aehnlichkeit mit derjenigen auf dem Zettel des geheimnißvollen „Exekutiv-Comité's" zeigte. Die nähere Vergleichung ergab ein frappirendes Resultat. In dem, gleichfalls russisch geschriebenen Briefe an Vera kam unter Anderem folgender Satz vor: „Ich möchte Ihnen zugleich die dringende Warnung ertheilen, sich nicht an Fremde zu wenden u. s. w." Das Wort „Warnung" aber glich Buchstabe für Buchstabe dem Worte „Warnung" auf dem Papiere, das auf den Rock des ermordeten Thusden geheftet worden war.

Die Verhaftung Patschewski's wurde sofort beschlossen und schnell ausgeführt. Der Russe saß an der Table d'hôte, als ein in Civil gekleideter Polizist hinter ihn trat, ihm die Hand auf die Schulter legte und gemessenen Tones sprach: „Im Namen des Raths: ich verhafte Sie als dringend verdächtig der Theilhaberschaft an dem Morde des Wasil Wasiliewitsch Thusden!"

Wie vom Blitze getroffen zuckte Patschewski zusammen, sein Gesicht verzerrte sich, er kreischte wild auf und verfiel in Krämpfe. In einer Droschke wurde er nach dem Gefängnisse abgeführt.

Bei der Untersuchung seines Zimmers und der Beschlagnahme seiner Effekten fand man die Thusden geraubten Gelder fast vollständig und außerdem noch einen großen Theil gefälschter Banknoten, sowie eine stattliche Anzahl kompromittirender Papiere vor.

Tscherglokoff wurde ohne Weiteres auf freien Fuß gesetzt.

Der Prozeß gegen Patschewski nahm eine überraschende Ausdehnung an. Der Verbrecher war in der Hoffnung auf eine Milderung der Strafe in allen Punkten geständig. Sein Name war ein angenommener; er hieß eigentlich Mazur Jodiczek, war früher Kanzleibeamter gewesen und vielfacher Unterschlagungen wegen vorbestraft. Als Mitglied einer verbreiteten Falschmünzerbande, die in den Hauptstädten Rußlands ihren Sitz hatte, war er auf Reisen gegangen, um die Falsifikate im Auslande unter die Leute zu bringen. Im Hotel S. zu Genf bot sich ihm die Gelegenheit zu dem kühn ausgeführten Raubmorde, dem Thusden zum Opfer fiel. Er hatte die Unterredung des Letzteren mit Tscherglokoff belauscht und somit die Mission Thusden's in Erfahrung gebracht. Mit seinen in Genf ansässigen Spießgesellen — er hatte in allen großen Städten des Kontinents seine Verbündeten — war er Thusden auf dessen Ausgange gefolgt, hatte ihn niedergeschlagen und beraubt, und ihm zur Ablenkung des Verdachts die falschen Banknoten zugesteckt, sowie jenen Zettel des „Exekutiv-Comite's" auf seiner Brust befestigt. Andere Genossen hatten zu gleicher Zeit Tscherglokoff überfallen, auch ihm sein echtes Geld gestohlen, ihn mit falschen Scheinen versehen, und schließlich einen Knopf seines Ueberrockes abgerissen und neben die Leiche Thusden's geworfen. So mußte der Verdacht auf Tscherglokoff fallen.

Patschewski-Jodiczek nannte auch seine verbrecherischen Genossen: der Prozeß dehnte sich demgemäß über die Grenzen des Bundesstaats aus und fand vor den russischen Gerichten tragische Nachspiele.

Zufälligerweise genau am selben Tage, an dem das Urtheil über den falschen Herrn v. Patschewski gesprochen wurde, verlobte sich Tscherglokoff mit Vera Kergessa. Eine Genfer Zeitung brachte diese Nachricht und theilte gleichzeitig mit, daß die Hochzeit des Grafen, dessen Namen

infolge des seltsamen Prozesses in Aller Munde war, schon bald stattfinden sollte; dann wollte das junge Paar Europa verlassen, um sich jenseits des Oceans ein glückliches und friedliches Heim zu gründen.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Eigenthümliches Zusammentreffen.** — Bekanntlich begann Feldmarschall Graf Moltke seine militärische Carrière in Dänemark. Der ausgezeichnete junge Offizier fand aber dort wenig Anerkennung und trat in preußische Dienste, wo seinem Genie die herrlichste Entfaltung möglich war. — Prinz Eugen wollte in die französische Armee unter Ludwig XIV. eintreten, der französische König verschmähte ihn, er ging nach Oesterreich, und Ludwig XIV. hatte es bitter zu bereuen, den Prinzen nicht in seine Dienste genommen zu haben. — Auch bei dem österreichischen Feldmarschall v. Laudon traf es sich ähnlich. Als junger Mensch stellte er sich Friedrich II. vor, der ihn aber zurückwies und äußerte: „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht.“ Später hat er es bei Hochkirch, Kunnersdorf, Glatz und Schweidnitz bitter einsehen müssen, welche Kraft er damals von sich gestoßen hatte. — Von solchen Zufällen hängen oft Ereignisse und Thaten ab, die in die Weltgeschichte mächtig eingreifen. Wer weiß, wie Alles gekommen wäre, wenn Moltke in Dänemark, Eugen in Frankreich und Laudon in Preußen geblieben wären? [W. L.]

**Bürgerstolz.** — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen machte bald nach seinem Regierungsantritt eine Reise nach Amsterdam. Als er dort eines Tages über die Straße ging, stand außer vielen anderen Neugierigen auch ein biederer Bäckermeister vor seiner Thüre und sagte, auf den König deutend, zu seinem Nachbarn: „Sieh' nur einmal, der gibt sich ein Ansehen, als wenn er der Bürgermeister von Amsterdam wäre.“ [E. M.]

**Ein unsicheres Einkommen.** — Die Einkommensteuerkommission in Kalkutta soll kürzlich folgende Angabe von einem Steuerpflichtigen erhalten haben: „In den letzten drei Jahren war mein Einkommen etwa 150 Pfund Sterling jährlich; in Zukunft wird es jedoch sehr fraglich werden, weil der Mann, von dem ich das Geld immer borgte, gestorben ist.“ [R.]

Ansicht des heutigen Sparta.

## Sparta.

(Mit Abbildung.)

Die von den Doriern nach ihrer Einwanderung in Lakonien gegründete Stadt Sparta am Eurotas erhielt sich trotz mehrfacher Verwüstungen durch die Gothen und Slaven bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Dann wurde vier Kilometer westlich davon auf einem Vorhügel des Taygetos-Gebirges eine neue Ortschaft Misithra oder Mistra angelegt, deren Aufblühen den gänzlichen Verfall Sparta's zur Folge hatte. Erst nach der Errichtung des neugriechischen Königreiches wurde im Jahr 1836 ein neues Sparta oder Sparti auf dem südlichen Theile des von der alten Stadt eingenommenen Gebietes gegründet, das jetzt Hauptstadt der Nomarchie (des Kreises) Lakonia ist und gegen 5700 Einwohner zählt. Unsere Abbildung zeigt eine nach der Natur aufgenommene Ansicht dieses heutigen Sparta, welches, wie schon ein Blick auf dieselbe zeigt, ein durchaus modernnüchternes Gepräge trägt. Die Stadt hat lauter geradlinige, fast immer menschenleere Straßen, die von durchweg niederen, aber doch ansehnlichen Häusern eingefaßt werden; die meisten der letzteren haben auch Gärten mit Obst- und Zierbäumen. Unter den Einwohnern weist Manches in Tracht und Typus auf slavische und albanesische Einflüsse hin. Die Ueberreste eines antiken Theaters bilden fast das einzige Ueberbleibsel aus altgriechischer Zeit, das an die berühmte Vergangenheit der Stadt erinnert.

### Bilder-Räthsel.




Auflösung folgt in Nr. 43

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Viel geplaudert und wenig gethan, da hebt der Lump und der Bettler an.

### Versetzungs-Räthsel.

Aus den nachstehenden neun Wörtern: Auber, Seine, Stern, Fort, Harfe, Rotte, Save, Abel, Altan sind durch Versetzung der Buchstaben ebenso viele andere zu bilden, so daß diese 1) einen Landbewohner, 2) ein Metall, 3) einen männlichen Vornamen, 4) ein Brennmaterial, 5) eine Getreideart, 6) eine Schlangenart, 7) ein Gefäß, 8) eine Insel, 9) eine britische Kolonie in Afrika bezeichnen.
Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Meisters der Tonkunst.

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in Nr. 43.

### Logogriph.

Mit b steht es verlassen,
Wenn's draußen friert und schneit;
Ist es mit n vom Uebel,
Macht's mir Verdrießlichkeit
In Faß und Kessel steht's mit g,
Gespielt will's aber sein mit t.

Emil Root.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 41: Ammergau.



Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.